



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Constablerismus.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

umgaukelt, wurde sie von fernem Schalle geöffneter und zugeschlagener Thüren geweckt. An jener Thür, die sonst geräuschlos und ohne Ceremonie sich zu öffnen pflegte, hörte sie zwei Lakaien den Prinzen ihres Herzens laut und steif anmelden, und dieser ungewohnte Apparat des strengsten Ceremoniells verursachte ihr eine so starke Bewegung, daß die bühnengeübte Heldin in die fatalste Situation eines feigen Soldaten gerieth. Ihr Freund kam, und obgleich er als feinnasiger Staatsmann aller Wahrscheinlichkeit nach sogleich errathen, was vorgegangen, ließ er doch aus schuldiger Schonung und Galanterie gegen das schöne Geschlecht Nichts merken.

Mlle C. glaubte es ihrer vervielfachten Liebenswürdigkeit danken zu können, daß der Unfall unentdeckt geblieben, und sie wurde in dieser Meinung bestärkt, als sie nach einigen Tagen ein Briefchen erhielt, in welchem sich drei tausend Frankennoten befanden. Allein der geschriebene Inhalt riß sie aus ihrer glücklichen Täuschung. Man sagte ihr nämlich die schmeichelhaftesten Dinge über ihre Liebenswürdigkeit, entschuldigte aber am Schlusse, daß man das Geschenk nicht in Gold gemacht, mit der Vermuthung, daß der Dame Papier vielleicht angenehmer sein dürfte.

---

### Der Constablerismus.

Unter diesem Namen sei hier eine merkwürdige Krankheit bezeichnet, welche gegenwärtig in Deutschland grassirt, sehr ansteckend ist, und den Kranken viel Haarsträuben, Schauer und acute Wuthanfalle verursacht, auf welche die entsprechenden Abspannungen folgen. Da dieses Leiden in der Regel nur gute Menschen und loyale Gemüther ergreift, so ist es um so schrecklicher. Einige Beispiele werden das Wesen dieses seltsamen Zustandes deutlich machen.

Schreiber dieses kehrte einst am Abend von einer Reise zu seiner Familie auf dem Lande zurück. Er fand das Hofthor vor der gewöhnlichen Stunde geschlossen. Eine Nachtpatrouille in Hemdsärmeln mit Art, Heugabeln und Laterne bewaffnet, läßt ihn zögernd und mit langen Gesichtern ein. Hausmädchen sehen scheu mit bleichen Wangen aus einem Spalt der zugehaltenen Küchentür auf den Eintretenden. Als er den Griff der Stubenthür faßt, fahren die Stubenbewohner schreiend von ihren Stühlen auf, und schicken sich an, die Hände zu ringen, statt ihm entgegenzueilen. Der Angekommene legt sich verwundert und ermüdet ins Bett, und löscht das Licht aus. Nach einer Weile stößt er an den Leuchter, der Leuchter fällt klirrend auf den Stiefelknecht. Augenblicklich erhebt sich im Hause ein Flüstern. Es trippelt auf der Flur, es knarrt auf der Treppe. Leise Stimmen fragen durch das Schlüsselloch, ob er noch lebe? Feine Stimmchen fangen an zu schluchzen.

Der Angekommene öffnet die Thür, und steht seine ganze Familie in jedem Grade der Verzweiflung und in jeder Art von Nachtkleidern an der Thür aufgehäuft. Auf der Treppe steht das weibliche Dienstpersonal, und schwenkt zitternd Spinnenbesen und Ofenhaken; im Dunkel am Fuß der Treppe erscheinen männliche Hausgenossen mit Gewehr und Jagdmessern. — Da sah der Angekommene, daß sein ganzes Haus erkrankt war, und stellte ein Examen an. Es ergab sich sogleich Folgendes: In der Nachbarschaft war vor wenigen Tagen ein gräulicher Mord verübt worden, und das eifrige Besprechen der Unthat hatte die Phantasie des ganzen Hauses in bedenklichster Weise aufgeregt. Wenn in der Speisekammer ein kleiner vergnügter Mausrich seinen Kameraden pfliff, so war das ein Signal der herumschleichenden Mörder; wenn ein Holzwurm pickte, so hörte man deutlich das Bohren eines fürchterlichen Einbrechers; wenn der Nachtwind an den Fensterladen klapperte, so bemühte sich ein Brecheisen Eintritt für unzählige Galgenvögel zu erzwingen. Vom Morgen bis zum Abend waren alle möglichen Gräueltthaten und Mörderereien Gegenstand der Unterhaltung in den Wohnzimmern, und in der Dienerstube las die Köchin merkwürdige Criminalgeschichten vor. Das friedliche Haus war in eine melancholische Stätte des Grauens verwandelt. — Es dauerte längere Zeit, bevor es möglich wurde, durch Lachen und strenges Verbot der beliebtesten Unterhaltungstoffe die nervöse Aufregung zu heilen.

Das waren die ersten Anfänge des Constablerismus, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen. Seit dem Jahre 48 aber hat bei uns dieser Zustand in gefährlichem Grade zugenommen, er hat ganze Klassen der bedächtigen Staatsbürger ergriffen, ja er hat vorzugsweise unsre guten, verständigen, und sonst so wenig phantastischen Sicherheitsbehörden ergriffen. Während sie sonst ein großes Pflichtgefühl durch Ueberwachung der Spitzbuben und anderer armen Teufel des Gesetzes befriedigten, schwelgt ihre Phantasie jetzt in den gräulichen Bildern von politischen Verbrechern, von Demokraten, von Rothen, von Communisten. Wohl Dem, der jetzt einen Dietrich in der Tasche trägt, er ist gewissermaßen ein harmloser Kerl geworden; glücklich der Unscheinbare, der eine Eisenstange im Stiefel herumschleppt, er ist gewissermaßen ein anerkanntes Mitglied der Gesellschaft, ein Mann von offenem Charakter; aber wehe dem Unglücklichen, dessen Sutfrempe um einen Zoll breiter ist, als die seiner Mitmenschen: hundert Augen folgen ihm auf Schritt und Tritt. Wehe dem Fremden, der einen anständigen Rock trägt, und vergessen hat, seine Legitimationskarte in die Brusttasche zu stecken; der anständige Rock macht ihn gerade verdächtig. Ueberall sehen die würdigen Wächter unsrer Sicherheit demokratische Ungeheuer in verdächtigen Bekleidungen durch das Land ziehen; auf allen Straßen tragen die Handwerksburschen hohle Stöcke, in welchen giftige Papiere verborgen sind, welche den Staat umstürzen werden; in allen Winkelkneipen halten communistische Verschwörer geheime Congresse, in welchem sie Hab und Gut der deutschen Staaten unter ihre Trink-

brüder vertheilen; gefährliche Journalisten fahren auf allen Eisenbahnen hin und her, um ruhige Unterthanen durch bössartige Zeitungsartikel zur Felonie zu verführen. Natürlich steckt einiges Wahre dahinter, aber der Eifer und die Thätigkeit der Verfolger ist unendlich viel größer, als der Eifer und die Intriguen der Uebelthäter. Folgender Fall, welchen wir der Mittheilung zuverlässiger Beobachter verdanken, sei ein Beispiel dieses Stadiums der Unpäßlichkeit.

Es ist Mariä Lichtmeß Nachmittag 3 Uhr; an der fliegenden Brücke stehen Soldaten von der Brückenwache, Zollschuwächter und Gendarmen müßig und gaffend. — Ein Schuhmachersgesell aus dem Elsaß kommt aus dem Städtchen, begleitet von seinen Freunden, die er besucht hat, und hat ein kleines Käuschle; — er will übersezen, und plaudert, bis es abgeht: „Was? meint Ihr! Wort hätt er nit g'halte! Sid hab er broche! Schweiget nor Ihr da hübe vun solche Sache! S'isch jo Mode so, se sin all nit andersch, des isch Alles tout même! Mir hänt jez Arbet gnung, un hänt doch selber des Ovi-Zettele in d'Urne werse dürfe! Mit alli solchi Sache isch's nix meh! I bin z'friede! — (taumelt und fällt in den Strom) Helft! helft! i versauf! (die Wächter des Gesetzes stehen ruhig, die betrunkenen Freunde versuchen vergeblich, einen Nachen loszumachen, um ihm zu Hilfe zu kommen, er schwimmt noch und ruft:) Um's Blut und Wunde Christi Wille helfet mer! i kann nit meh! (die Wächter des Gesetzes stehn ruhig; er sucht vergeblich sich an einem Ankerseil zu halten — es gelingt ihm nicht — er ist ermüdet und in Verzweiflung; er ruft:) Ihr Racker, Ihr Canaille! Ihr lasset an' ehrliche Mann versaufe! Hecker hoch! (Er sinkt unter; auf seinen letzten Ruf aber entsteht in der bewaffneten Macht ein höllischer Lärm: „Greift ihn! fangt ihn, schließt ihn!“ im Augenblick ist der Strom schwarz bedeckt mit Rähnen voll Bewaffneter; zwei Unterofficiere — gute Schwimmer — werfen sich in den Strom; der Schuhmacher ist gerettet, er lebt noch; man legt ihn in einen Brückennachen, bis er sich so weit erholt hat, daß er gehn kann; alsdann wird 'er, scharf bewacht, in's Criminalgefängniß abgeführt, um wegen „aufrührerischem Geschrei“ vor's Kriegsgericht gestellt zu werden.) —

Man möge in dieser wahrhaften Geschichte an den braven Constablern und Gendarmen die beunruhigenden Symptome nicht übersehen: den stieren Blick, die Abgespanntheit, die plöglliche nervöse Aufregung, und man wird sich trauernd sagen müssen, daß auch die größte Zuverlässigkeit des Charakters und der Gesinnung zuweilen nicht vor diesem Leiden schützt.

Doch das Uebel geht weiter. Einfache harmlose Privatmenschen, denen einst Wohlwollen und Zutrauen zu der Menschheit auf den blühenden Wangen und auf dem letzten offenen Knopfloch ihrer hochgespannten Weste saß, sind durch die letzten Jahre in argwöhnische, hitzige, aufgeregte, haßlustige Misanthropen verwandelt worden, welche ihren alten, treuen Kopf mit gräulichen Möglichkeiten gefüllt herum tragen. Sie sehen noch immer betrunkene Bäuerlein mit rothen

Mützen und rothen Nasen auf dem Parketboden ihrer Stuben sitzen, wie sie mit schmutzigen Taschenmessern in die Holztäfelung einschneiden: Jakob Riobassa fecit, oder Michel Mros fecit; wie sie aus kleinen Pfeifen die schlechteste Tabakasche auf die Teppiche ausschütten; wie sie mit einer alten Schere, die sonst zum Stutzen der Hundeohren gebraucht wurde, die ältesten Adelsbriefe zu Fidibus zerschneiden, und, den glimmenden Fidibus im Kreise herumreichend, ein schamloses: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ spielen. Sie sehen noch immer halbnacktes Proletariervolk über ihren großen Geldsäcken kauern, und mit den blutrothen Fäusten in ihrem Golde wühlen, während sie selbst erdolcht, mit ausgenommenem Herzen, als unansehnliches Bündel in einer Ecke liegen. Sie sehen noch immer die Ruhe ihres Lebens, die Sicherheit ihrer Familie, das Gedeihen ihres Geschäftes abhängig von einer Regierung, welche alle Opposition mit allen Mitteln niederhält; sie huldigten früher dem Liberalismus aus Schwäche, jetzt sind sie aus Schwäche dem Constablerismus verfallen. Viele von ihnen sind schwerlich zu heilen. Sie wollen sich den Himmel nicht mehr denken ohne Gendarmen, und sehen in ihren Träumen St. Petrum im Helm eines Constablers mit strammen Schritten an der Himmelsthür auf- und abgehen, und den Erzengel Michael in der schönen Uniform Hinkeldey's die Teufel wegen mangelhafter Loyalität hinauswerfen.

Ach, aber das Uebel geht noch höher! Selbst die Kreise der vornehmsten Herren Beamten, in welchen die großen Staatsgeschäfte gemacht werden, zählen in manchen Staaten Deutschlands von der Unpäßlichkeit angegriffene Charaktere. Da ist z. B. ein ansehnlicher Staat: Preußen. Es soll hier nichts Nachtheiliges von der Politik und den Regierungsgrundsätzen seines Premierministers gesagt werden, durchaus Nichts. Aber der Schreiber dieses Artikels hofft den Ton achtungsvoller Besprechung nicht zu verlassen, wenn er die leise Befürchtung ausspricht, daß auch dieser Herr trotz der Energie, Consequenz und constitutionellen Weisheit, welche ihn auszeichnen, in dringender Gefahr sei, zuweilen ein wenig mehr Constabler, als Minister zu sein.

Rühren wir nicht alte Geschichten auf! Die Dankbarkeit für den Vertrag mit Hannover, der eine brave That war, hält noch vor. Aber da sehen wir in der Nähe des Ministers ein anderes betrübendes Beispiel menschlicher Hinfälligkeit und schweren Leidens.

Um das Jahr 1848 schwamm auf den trägen Fluthen des Danziger Bürgerthums eine kleine, allerliebste Zeitschrift umher, das „Dampfboot“ genannt. Es war kein schweres, aber ein behendes Fahrzeug, sein Capitain war ein Herr Quehl. Der Styl dieses Redacteurs zeichnete sich, wenn die Erinnerung nicht täuscht, durch einen gewissen liberalen Schwung aus, er kämpfte mit Feuer sowohl für die großen weltgeschichtlichen Probleme gegen den beschränkten Unterthanenverstand der damaligen Regierung, als gegen das massenhafte Umherlaufen der Danziger Hunde und die Uebergriffe der Obstfrauen. Kurz, es war ein ge-

fundes, ehrenwerthes Journalistenleben, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Da führt den treuen Mann sein Unstern nach Berlin. Er weiß zu rechter Zeit Klugheit und Gesinnung zu zeigen, er wird Redacteur der Preussischen Zeitung, er wird Vorstand des literarischen Cabinets im Ministerium, er wird der Vertraute, der bescheidene Freund, ja wol gar der Rathgeber des Ministers. Wer etwas von Herrn v. Manteuffel wünscht, der wende sich an Herrn Duehl. Und auch wer Nichts von Hrn. v. Manteuffel wünscht, der wende sich an Hrn. Duehl. Er wird an ihm ein höchst interessantes Beispiel von der furchtbaren Macht jener Krankheit finden, deren schwer auszusprechender Name den Titel dieses Aufsatzes bildet. Ein so tüchtiges, so hoffnungsvolles Leben! Und was ist aus ihm geworden? — Nicht Alles, was er in Berlin gethan, ist ein Symptom des contagiösen Leidens, welches ihn jetzt erfüllt. Daß er einst die ministerielle Preussische Zeitung nicht so redigirt hat, daß man hätte sagen können, sie sei erträglich, das war nicht seine Schuld. Es war damals überhaupt nicht möglich, eine solche Zeitung anders als schlecht zu redigiren, aus Gründen, welche nicht hieher gehören. Daß er als Vorstand des literarischen Cabinets nicht verstanden hat, sich den so wichtigen Einfluß auf die süddeutsche Presse zu erhalten, war auch nicht seine Schuld. Die ganze Freundschaft der süddeutschen Presse wurde unnöthig, denn die Leute wollten dort überhaupt Nichts mehr von Preußen hören. Aber daß er, der Beamte, Privatsecretair und Vertraute eines preussischen Ministers, die fade Brochure des feilen Schmarozers Cassagnac übersetzt und mit Mißanwendungen auf die preussischen Zustände versehen hat, daß gerade er den Charakter und die politische Ehrlichkeit seines Gönners in so eclatanter Weise compromittiren konnte, das ist ein Zeichen eines herzerreißenden Anfalls der grassirenden Krankheit.

Aber es erhebt sich noch ein anderer furchtbarer Verdacht. Das Ministerium hat den Kammern einen Gesetzentwurf über Besteuerung der Tagespresse vorgelegt, welcher das Druckpapier nach dem Quadratfuß besteuern will. Seine Annahme würde zur Folge haben, daß die sämtlichen Zeitungen um circa 100% theurer würden, daß wieder in Folge dieser abenteuerlichen Vertheuerung drei Vierteltheile der gesammten preussischen Tagespresse sofort kopfüber zu Grunde gingen; daß darauf die nicht preussischen deutschen Zeitungen einen unerhörten Aufschwung nehmen, und Preußen erfüllen würden, und daß sich längs der ganzen preussischen Grenze von Zittau bis nach Rostock eine Tirailleurkette von Zeitungen aufstellen würde, welche nach Preußen hineinschossen.

Da es unmöglich ist, daß ein recht gesunder ruhiger Mann, der einige Kenntniß vom Zeitungswesen hat, ein solches Project dem Ministerium vorschlagen konnte, so bleibt Nichts übrig, als anzunehmen, daß der Urheber dieses Planes krank war, krank an Constablerismus höchsten Grades. Aber fordert ein solcher Grad von Krankheit nicht die höchste Sorgfalt der Freunde des Patienten heraus?

Denn compromittirt er nicht durch solche Projecte das Ministerium, welches dieselben zu seinen eigenen macht? Von dem Ministerium selbst kann man natürlich nicht verlangen, daß es die Wirkungen seiner Gesetzworschläge im Voraus übersehen soll, aber der Proponent müßte sie doch übersehen. Und siehe, da erhebt sich in der Tagespresse von allen Seiten die Behauptung, daß derselbe treuherzige Mann, Herr Duehl, auch diesen unförmlichen und ganz unpreussischen Steuersatz den Ministern gerathen habe. Wenn das ist, so betrachtet Schreiber dieses denselben als einen verlorenen Menschen, dessen Beruf fortan nur sein kann, in dem Schrein der Geschichte als pathologische Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden. Der bravste, lebenswürdigste Mensch und Redacteur wäre in diesem Fall für die Welt verloren. Freilich ließe sich gar nicht sagen, was er noch Alles angeben mag. Jetzt werden in Preußen Pairs gemacht, darunter auch solche auf Lebenszeit, welche vielleicht auch absezbar sein sollen, man weiß das noch nicht recht. Wer steht uns denn dafür, daß nicht in der Zukunft, wenn gerade einmal die Majestät mit dem Ministerpräsidenten verreiselt ist, unser armer Herr Duehl so ein 50 Stück Constablers als Pairs einkleiden und einschwören läßt, und ihnen die Revenuen des Mottenfestes und der Baumbliethe von Pankow u. s. w. als Dotation zuweist?

Das Aergste aber ist, ernsthaft zu reden, daß auch bedeutende Menschen, Staatsmänner und öffentliche Charaktere in hohen Stellungen in Deutschland an einer Empfindlichkeit und Reizbarkeit leiden, welche ihrer selbst sehr unwürdig ist. Jede Opposition erbittert sie; jeder kleine schlechte Witz, welcher ihre bekannte Persönlichkeit benützt, um sich an ihr zu präsentiren, empört und ärgert sie; jeder Angriff durch die Presse und die Kammern regt sie auf, und vernichtet ihre Verdauung, ihre Laune, ja ihren Glauben an die Menschheit. Das ist ein schmerzliches Zeichen von ihrer eigenen innern Unsicherheit, von Mangel an Selbstgefühl und Mangel an sittlicher Kraft. Wer durch jeden Zeitungsangriff, durch jede spize Bemerkung eines parlamentarischen Gegners zum Haß und zu Verfolgungen gegen die Presse und die Parteien seiner Gegner getrieben wird, der mag immerhin im Privatleben ein gutmüthiger humaner Mensch sein, ein gebildeter Staatsmann und ein Mann von Charakter ist er nicht.

Warum ist Louis Napoleon der Empfindlichste aller Empfindlichen? Weil er sich am wenigsten sicher fühlt, und am lebhaftesten das Gefühl des innern Unbehagens hat. Wir aber, das Volk, beurtheilen das gute Gewissen und die Charakterfestigkeit unsrer Staatsmänner zumeist nach der größern oder geringern Gemüthsruhe, welche sie den Angriffen ihrer Gegner gegenüberstellen; je ruhiger, heiterer, würdiger ein Mann die Angriffe erträgt, je mäßiger und schonender er sie parirt, desto mehr sind wir geneigt ihm zu vertrauen. — Wer aber gereizt aufkocht und im Zorn sich verleiten läßt seine Gewalt zu mißbrauchen, dem ist unmöglich zu vertrauen. Und deshalb sei zum Schluß an unsre politischen Erhalter die artige und bescheidene Bitte gerichtet, sie möchten die Anlage zum Constablerthum, die

ste, wie die meisten Deutschen, in sich tragen, auch einmal gegen sich selbst kehren, und mit aller Kraft in ihrer Seele unterdrücken: die furchtsame Reizbarkeit, welche sie überall Feinde, Gefahren und Hochverrath sehen läßt, und die schwächliche Selbstgefälligkeit, welche jeden Angriff auf sie und ihre Maßregeln als einen Angriff auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft verurtheilt.

Das wäre eine recht segensreiche Wirkung dieses modernen Constablerismus.

## W o c h e n b e r i c h t.

**Mustin**, große Oper in 4 Acten von H. Marschner, Text von M. G. W.—Das Werk Marschner's, dessen bevorstehende Aufführung vor längerer Zeit in diesen Blättern angekündigt wurde, ist jetzt vollendet, in diesen Wochen zu Hannover aufgeführt und dort mit Enthusiasmus aufgenommen worden; noch ist es diesem Blatte nicht möglich, ein eigenes Urtheil über die Musik selbst auszusprechen; wir freuen uns, aus Privatbriefen und den Zeitungsreferaten zu sehen, daß an der Oper eines der würdigsten Repräsentanten deutscher Musik bis jetzt die jugendlich frischen und kräftigen, sich überall charakteristisch geltend machenden Melodien gerühmt werden, der durchweg noble Styl, Prägnanz und Kürze des Ausdrucks und die geschmackvolle Gliederung, namentlich der Finale. Nach dem Manuscript des Textes, welches uns vorliegt, ist der Inhalt folgender:

Mustin, ein Krieger im Heere von Franz Phöbus von Bearn, welcher in Navarra um die Krone seiner Väter mit dem empörten Adel kämpft, schleicht sich bei Nacht zu einem Rendezvous mit seiner Geliebten, Donna Corisande von Mauleon. Romanze Mustins. Die Geliebte, überrascht durch seine Ankunft, tadelt, als begeisterte Royalistin, seine Abreise vom Heere des Königs, den sie nicht kennt, an dessen Sache sie aber mit voller Seele hängt; Mustin entschuldigt sich mit seiner Liebe. Er ist gezwungen, seinen wahren Namen selbst der Geliebten auf kurze Zeit zu verbergen, sie vertraut ihm. Duett. Beide entfernen sich nach verschiedenen Seiten. Unterdeß ist der Morgen angebrochen. Bermudez, Stallmeister des Grafen v. Perin und sein natürlicher Bruder, erscheint mit glänzendem Gefolge im Schlosse, um der Schwester Corisanden's, der Donna Blanca, der Erbin v. Mauleon, anzuzeigen, daß sein Bruder, der Freund ihres verstorbenen Vaters, in Folge eines Vertrags mit Diesem ihre Hand begehre. Blanca ist durch diese Nachricht erschreckt und vernichtet; ihr Oheim Messire Isidor erklärt ihr, daß ihr Geschick unwiderruflich bestimmt sei; Bermudez verbirgt nicht sein neidisches und tückisches Gemüth, und Corisande, der stärkere Frauencharakter, ist erschreckt über die Verzweiflung der Schwester. Quartett mit Chor. Blanca spricht darauf gegen die Schwester in einer Cavatine ihre Verzweiflung aus: sie müsse sterben, denn sie liebe einen Andern, den Baron Joan von Andoin. Ihren Kampf zwischen ihrer Liebe und der Furcht vor dem Fluche des todtten Vaters beendet Corisande dadurch, daß sie sich selbst zum Opfer anbietet, auf ihre Liebe zu Mustin verzichtet (großes Duett und dramatische Scene), und im Finale dem auftretenden Grafen Perin sich mit den Gütern des Vaters anbietet, weil ihre Schwester